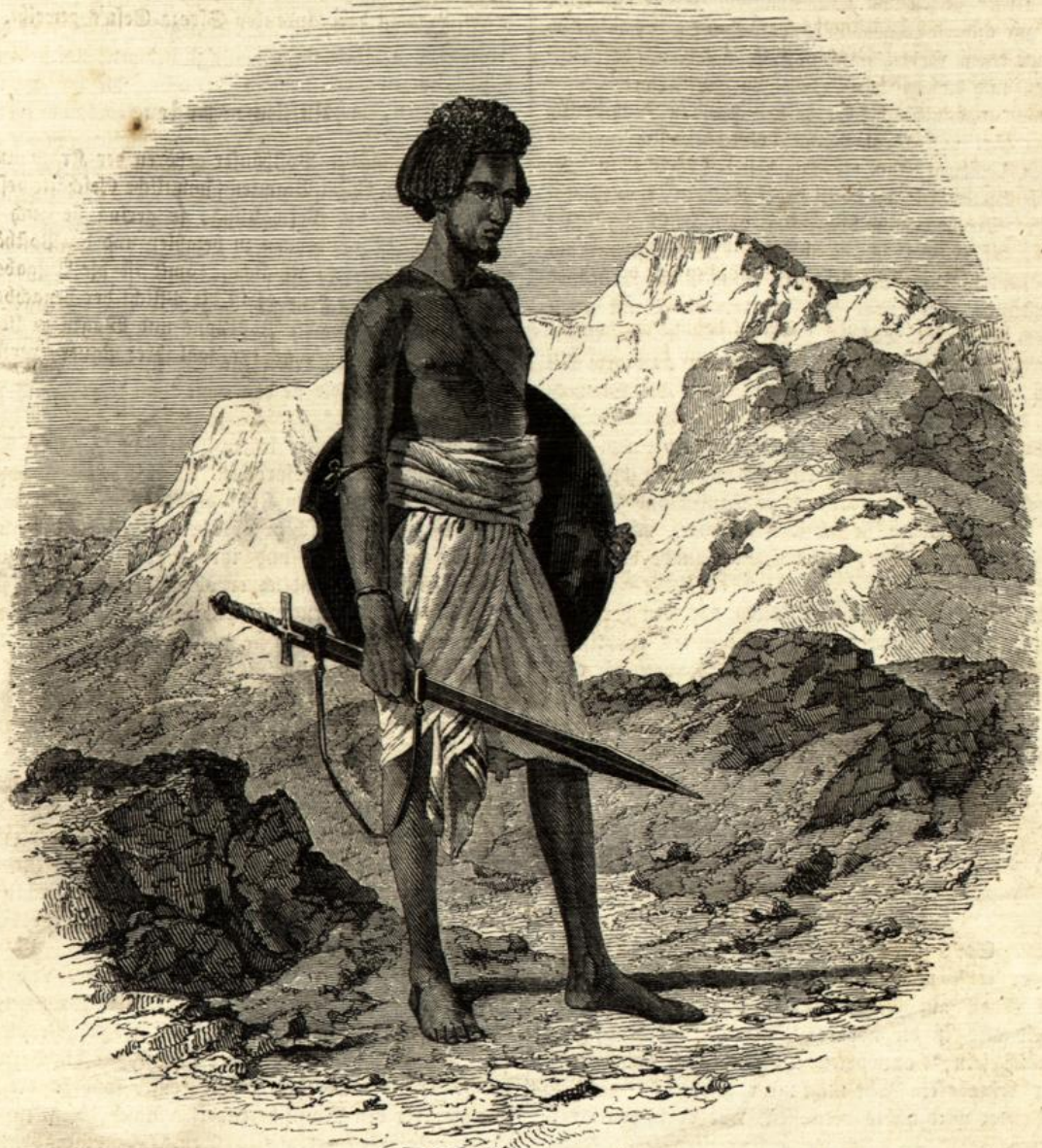


Die Ababdeh in Afrika.



Ein Krieger vom Stamm der Ababdeh.

Die Ababdeh gehören zu den Nomadenstämmen, welche die Länder westlich vom Nil, an den Ufern des rothen Meeres, bewohnen, — beinahe unfruchtbare Gegenden, wo kahle Berge die noch kahleren Einöden scheiden. Diese Stämme zählen zu der Troglodytenfamilie (Höhlenbewohner) und haben den Charakter ihrer afrikanischen Abstammung vollständig bewahrt. Dessenungeachtet behaupten sie von arabischem Blute zu stammen und zwar direkt von dem Stamme des Propheten.

Die Ababdeh sind beinahe schwarz, ihre Züge jedoch tragen nicht das Gepräge des Negers, sondern weit eher das des Weißen. Sie sind klein, ziemlich schlecht gebaut, im Allgemeinen jedoch leicht und kräftig. Ihre Augen sind ausdrucksvoll, ihre Zähne schön weiß, aber lang und hervorstehend. Gewöhnlich gehen sie nackt bis auf ein Stück Leinwand, das sie um die Hüften binden. Die Scheiks, welche viel Verkehr mit Arabern und Türken

haben, rastren sich am Kopfe, schmücken denselben mit einem Turban und tragen die Tracht der arabischen Scheiks. Der Haarpuz macht Männern und Frauen die größte Sorge; sie lassen ihre Haare wachsen und drehen sie in lange Flechten, die so fest sind, daß es unmöglich wäre, einen Kamm hineinzustecken. Wenn sie sich Schafsfett verschaffen können, so bedecken sie sich damit den ganzen Kopf und überlassen der Sonne die Mühe, diese ekelhafte Pomade in ihr Haar eindringen zu machen; die Frauen parfümiren die Pomade mit Lavendel. Nachts während des Schlafes legen sie ihren Kopf auf einen kleinen hölzernen Pfahl, wie man ihn bei den ägyptischen Mumien findet, damit das Fett, mit dem ihr Haar beschmiert ist, nicht den Körper beschmutze, und der Sand, auf dem sie gewöhnlich ruhen, sich nicht in ihr Haar mische. Auf dem Pfahl ruht ein Block, der halbmondförmig ausgehauen ist, um den Kopf darin ruhen zu lassen.

Die nomadisch-reisenden Ababdeh haben weder Städte, noch Ländereien. Die Unabhängigkeit ist für sie das erste Gut. Unter Zelten von Kameelhaaren, die sie von einer Waide zur andern tragen, ist ihre Wohnung. Sie haben sich zwar einem Herrn unterworfen, bezahlen aber keine Abgaben und liefern keine Soldaten zur Armee. Ihre Hauptnahrungsquelle besteht in den Heerden, namentlich in einer Art von Dromedaren, deren sie sich in ihren Kämpfen bedienen und die ungeheure Märsche in unglaublich kurzer Zeit machen. Ihre Heerden, ihre Pferde und ihre Dromedare nähren sich von Bastilla, einer Pflanze, die in der Wüste wächst. Ihre eigene Nahrung besteht in Mais und Wasser. Eine Pfeife Tabak ist ein Gegenstand des Luxus für sie, und ein Stück Hammelfleisch die größte Leckerei. Die industriellsten Ababdeh bereiten Kohlen, die sie auf Kameelen nach dem Nil bringen, wie den Alaun, das Natron und die Senneblätter, die sie in der Wüste finden.

Stets gehen sie bewaffnet und zwar mit einem kleinen Dolche, den sie am linken Arme tragen, und mit einem doppelschneidigen Schwert, das in Deutschland fabrizirt wird. Auch bedienen sie sich häufig kleiner, mit Widerhaken versehener Lanzen, deren Eisen beinahe die Länge eines Degens hat.

Die Ababdeh sprechen ein Idiom, das dem der alten Äthiopier gleicht; durch den Verkehr mit den ägyptischen und Gediarkausleuten haben die meisten Ababdeh die arabische Sprache angenommen und sich zum Islamismus bekehrt, was viel dazu beigetragen, daß man sie lange Zeit mit den arabischen Stämmen verwechselte.

Der Pelzhändler.

(Schluß.)

Als Socko die Pläne seines Freundes erfuhr, wurde er ernst und nachdenklich; endlich nahm er den jungen Mann auf die Seite und fragte: „Mein Bruder will also in die urbaren Länder zurückkehren?“ — „Es muß sein,“ antwortete David. „Ich habe meine Mutter beinahe ein Jahr nicht mehr gesehen.“ — „Und mein Bruder wird nichts vermissen, was er in den Prairien zurückläßt?“ — „Ich werde Dich vermissen, Socko, denn ich liebe Dich.“ Der Indianer erhob den Blick und sah David fest an. „Mein Bruder spreche ohne Umschweife,“ versetzte er; „wird er sich Nehala's wohl nicht erinnern, wenn er in seiner Heimath ist?“ David erröthete. „Du weißt das Gegentheil,“ murmelte er halb laut. „Deine Schwester ist neben meiner Mutter das, was ich am meisten achte; ich würde die Hälfte meines Lebens geben, um die andere bei ihr zubringen zu können!“ — „Warum bleibt mein Bruder denn nicht in den Prairien? Glaubt er, daß Nehala nicht die Frau eines freien Trappers sein könnte?“ — „Ich bezweifle das nicht, Socko; aber ich habe meiner Mutter versprochen, in die „Wohnungen“ zurückzukehren; sie erwartet mich, sie bedarf meiner und ich muß mein Versprechen halten.“ — „Dann führe mein Bruder Nehala mit sich nach dem urbaren Lande.“ — „Ach!“ versetzte David, „Du weißt nicht, Socko, welches Elend an der Civilisation klebt. Mit der kleinen Stellung, die mir die Compagnie in Franklin bietet, wäre ich zu arm, um Deine Schwester und meine Mutter ernähren zu können. Die Wüste liefert Euch Alles, was Ihr hier braucht, und die

Gewohnheit läßt Euch auf das Uebrige verzichten; Ihr seid immer reich genug, um die Frau zu wählen, die Ihr liebt. Wir Weißen aber müssen uns immer zuvor eine Stellung erwerben, die so viel abwirft, daß Zwei davon leben können. Nehala mit mir zu nehmen, um sie an den Entbehrungen Theil nehmen zu lassen, die sich an unser Leben heften, hieße einem niedrigen Egoismus fröhnen. Ehe wir neue Pflichten übernehmen, müssen erst die alten erfüllt sein; ich muß mein Leben meiner Mutter weihen; jede neue Last, die ich übernehme, wäre eine Unklugheit und Sünde. Ich sage das mit tiefem Schmerze, Socko, und ich scheide mit gebrochenem Herzen; das Bild Deiner Schwester wird mir überallhin folgen, und ich verliere vielleicht, indem ich darauf verzichte, alle Hoffnung auf Glück für die Zukunft; aber die Weißen haben eine Religion, die ihnen das Leben als eine Prüfung zeigt, nicht als ein Fest, und die sie das Gute thun lehrt, auch wenn sie darunter leiden.“

David hatte diese letzten Worte mit feuchten Augen und bewegtem Tone gesprochen. Der Kansas antwortete eine Zeitlang nicht; den Kopf gesenkt und die Arme über die Brust gekreuzt, schien er über die Worte des jungen Mannes nachzudenken und ihre ganze Tragweite zu ermessen zu suchen; endlich erhob er den Kopf und sagte: „So würde mein Bruder Nehala gerne heimführen, wenn er reich genug wäre, um sie wie die andern Weißen leben zu lassen?“ — „Kannst Du daran zweifeln?“ rief David. „Nun gut,“ sagte der Kansas mit einer entschlossenen Geste. Er zog sich zurück. Noch am selben Abend erfuhr der junge Mann, daß er das Lager verlassen und sich ganz allein in die Wüste begeben. Er fragte Nehala, aber sie kannte den Grund des plötzlichen Verschwindens nicht. Acht Tage verflossen, ohne daß der Kansas wieder erschienen wäre; die Ungeduld seiner Schwester war zur Verzweiflung gestiegen und David theilte ihre Befürchtungen, als Socko eines Morgens mit dem Siegesgeschrei des Kansas ins Lager kam.

„Mein Bruder nehme vier Maulthiere und folge mir,“ sagte er zu dem jungen Trapper. — „Warum das?“ fragte Ramsay. — „Nun, das Heirathsgut Nehala's zu holen. Diesmal ist es nicht der Mann, der die Verwandten seiner Frau bereichert, wie sonst, sondern der Verwandte, der den Mann bereichert. Rasch, denn ein Verzug könnte Alles verloren machen.“ — „Was hast Du denn entdeckt?“ fragte David. — „Eines der Pelzlager der Schwarzfüße.“

V.

David und Socko machten sich mit ihren Maulthierern auf den Weg und kamen drei Tage später mit einer Ladung Biberhäute zurück, welche mehrere tausend Dollar werth waren. Der Kansas verkaufte sie an die Agenten der Compagnien und nöthigte David, die Kaufsumme anzunehmen. „Mein Bruder will doch das Glück Nehala's nicht hindern,“ sagte er; „das junge Mädchen hat das Herz einer Weißen; das Leben der Wüste erscheint ihr zu roh; ihr Plag ist in der Hütte eines blassen Gesichtes, und sie hat die Deine gewählt.“ — Die junge Indianerin bestätigte die Worte ihres Bruders, und David hatte keine Einwendungen gegen eine Verbindung zu machen, die alle seine Wünsche krönte. Die Jahreszeit rückte vor; die Agenten hatten ihr Tauschgeschäft beendet. Man baute ein Duzend Boote aus Leder, welche den bessern Theil der Pelzwaaren den Missouri hinabbringen sollten. David

schiffte sich mit Nehala ein; Socko, der sie bis an's Ufer geführt, konnte sich nicht von seiner Schwester losreißen. Endlich nach langen Umarmungen setzte er sie in die Barke und bot David die Hand: „Ich bitte meinen Bruder, sie glücklich zu machen; ihr Herz ist gewöhnt, andere Herzen schlagen zu hören, ihre Hand, andere Hände zu drücken. Vielleicht findet mein Bruder, daß sie für eine Frau zu stolz und gebieterisch ist; aber Socko hatte nur eine Schwester und er wurde ihr Slave. Ich bitte meinen Bruder, nachsichtig gegen ihre Fehler zu sein. Ich weiß, daß die blassen Gesichter ihre Frauen und Kinder sanft behandeln, daß sie nichts über ihre Kräfte von ihnen fordern; das ist der Grund, weshalb ich wünschte, daß Nehala einen Weißen heirathe. Seid glücklich; ich bleibe allein in der Wüste.“

Unter Schluchzen umarmte die junge Indianerin ihren Bruder. „Warum willst Du uns nicht folgen?“ sagte Ramsay gerührt. „Kann mein Bruder nicht, wie Nehala, unter den Weißen glücklich sein?“ Socko schüttelte den Kopf. — „Die Heimath einer Frau ist da, wo sie den Mann ihrer Wahl findet; aber die Heimath eines Kansas ist dort, wo man den Büffel jagt und die Haare der Schwarzfüße als Beute davon trägt. Wir werden uns nimmer wieder sehen. Lebt wohl und liebt Euch.“

Er sprang aus dem Boot. Nehala wollte auf ihn zustürzen; er stieß jedoch das Boot mit seinem Fuße zurück und es setzte sich augenblicklich in Bewegung.

David nahm das junge Mädchen in seine Arme und beruhigte sie. „Mein Bruder, mache sie glücklich!“ wiederholte die Stimme Socko's aus der Ferne. Der junge Colonist wollte antworten; die Stimme versagte ihm den Dienst; er konnte nur ein Zeichen machen, indem er die Hand auf Nehala's Kopf legte.

Als die letzte Barke aus dem Gesichtskreise verschwunden war, stieg der Kansas zu Pferde und ritt in die Berge.

Die großen Gefahren, welche die Fahrt auf dem Missouri mit sich bringt, wandten die Aufmerksamkeit des jungen Paares von dem Schmerze um den Bruder, den sie hatten verlassen müssen, ab und diesen zu. Die ersten Tage verfloßen ohne größeren Unfall; einige von den Barken, welche von den Felsenriffen zerstoßen wurden, zog man an's Land und besserte sie aus. Am achten Tage jedoch sah David, welcher am Vordertheil stand, gegen Abend Rauch, der sich von einem der Ufer erhob. Er gab augenblicklich seinen Barken das Signal, sich rasch nach dem andern Ufer zurückzuziehen und sich im Schatten der Weidenbäume zu bergen. Vorsichtig weiterfahrend, gewahrte er bald zur Rechten die Feuer eines Lagers von „Naben“ (Indianerstamm). An einer kleinen Insel anlegend, sah er in einer Staubwolke ungefähr hundert Reiter die Richtung des Flusses einschlagen. Kaum hatte er Zeit, seine Barke in einem dichten Gebüsch, das sich an der Insel hinzog, zu bergen, als die ganze Cavalcade an das Ufer des Flusses kam. Die beiden Trupps hatten sich gesehen, und begrüßten sich mit lautem Geschrei. Einige von den neuen Ankömmlingen sprengten mit ihren Pferden in den Missouri, um nach dem Lager auf der rechten Seite zu reiten, und kamen wenige Schritte von der Barke vorüber, ohne sie zu sehen; die Andern zündeten auf dem linken Ufer Feuer an.

So zwischen zwei Feinde gestellt, war Davids Lage um so gefährlicher, als er nicht mit den andern Barken verkehren konnte. Die Nacht, welche eintrat, verringerte

die Verlegenheit nicht; das kleinste Geräusch konnte auf beiden Ufern gehört werden; die kleinste Bewegung bei dem hellen Sternenlichte gesehen werden. Ramsay beschloß, die Wilden einschlafen zu lassen.

Er wartete deshalb geduldig bis Mitternacht; endlich, als auch das letzte Geräusch verstummt war, kam er aus seinem Schlupfwinkel hervor, der ihn bisher geborgen hatte. Im selben Augenblick vernahm man ein leises Geplätscher und er sah die andern Barken langsam den Fluß hinabgleiten; sie hatten seine Manöver gesehen und wollten zu ihm stoßen.

Die ganze Flotille hatte bald die Insel hinter sich und schwamm offen zwischen den beiden Lagern. Kaum war das letzte Feuer verschwunden, als man in seiner Nähe einen Schrei hörte. Er stürzte auf das Vordertheil des Schiffes; ein Indianer, der über den Fluß schwamm, war unter dem Kiel und stieß bereits einen zweiten Schrei aus, aber er konnte ihn nicht vollenden, denn Ramsay ergriff den Kopf, der sich über dem Wasser erhob, und machte ihn verschwinden.

Dann begann ein stummer und furchtbarer Kampf; um sich los zu machen, hatte sich der Wilde an den Arm des jungen Mannes gehängt, den er an sich zog. „Laß ihn los,“ sagte Peter, der sich in derselben Barke befand. „Nein,“ antwortete David, „er würde uns verderben.“ Als er diese Worte sprach, machte der Indianer eine letzte Kraftanstrengung; die Barke senkte sich heftig, und der junge Colonist verschwand im Wasser. Nehala stieß einen Schrei aus und der andere Trapper ließ das Boot anhalten. Die Bewegung des Wassers deutete den Ort an, wo der Kampf unter den Wellen fortdauerte. Plötzlich zeigten sich die Arme des Indianers, um sogleich wieder zu verschwinden. Ein Kopf erschien über dem Wasser. „David!“ rief Nehala erschöpft. — „Da bin ich,“ sagte die Stimme des jungen Mannes. — „Und der Wilde?“ fragte Peter. — „Bei den Fischen!“ antwortete David. Die beiden Trapper halfen ihm in die Barke, wo die junge Indianerin sich in seine Arme warf. „Run rasch vorwärts,“ sagte der junge Mann, „man wird in den Lagern wach.“ Man hörte auch wirklich ein wirres Geräusch, einige Schatten zeigten sich; aber es dauerte nur einen Augenblick, und alsbald war Alles wieder still.

Am andern Morgen erreichte die Flotille das Fort Cass, den ersten Posten am Missouri. Die größten Hindernisse waren nun überwunden und der Rest der Fahrt bot wenig Gefahren.

Der Leser hat ohne Zweifel das erste Capitel nicht vergessen, in welchem wir Jonathan und David in einer der Straßen von Franklin plaudernd schilderten. Ein Jahr war seit diesem Gespräche verfloßen und die beiden Freunde befanden sich wieder am selben Orte, aber in ziemlich verschiedener Lage. „Alle Züge Davids athmeten Glück und Ruhe, während Jonathan mit gekreuzten Armen und gesenkten Hauptes ein Bild der Verzweiflung bot. „So hat die Krankheit Deiner armen Mühme Dich gezwungen, den Laden zu schließen?“ sagte Ramsay, ein Gespräch fortsetzend. — „Und Alles, was wir besaßen, ging in die Hände der Gläubiger über,“ fügte Jonathan hinzu. — „Kannst Du nicht arbeiten?“ fragte Ramsay sanft. — „Was soll ich arbeiten?“ versetzte Jonathan jornig. „Habe ich denn einen Stand? Du sprichst so, weil Du ein reicher Mann bist, und spottest nun des armen. Dir fehlt nichts. Deine Mutter ist glücklich; Du hast die

schönste Indianerin geheirathet, die jemals in den Niederlassungen erschienen ist. Alle Welt liebt Dich und Alles gelingt Dir." — „Das ist wahr, ich verdanke Gott viel, aber ich habe auch fleißig gearbeitet und meine Pflichten gegen meine Nebenmenschen erfüllt. Glaube mir, Jonathan, Thätigkeit und Menschlichkeit sind die besten Wege..." — „Zum Teufel mit Deinen Redensarten!" rief der junge Mann. „Behalte, was Du mir angeboten, ich brauche nichts von Dir." Mit diesen Worten verließ er trotzig Ramsay, und man hörte noch am selben Abend, daß er Franklin verlassen, und seine arme schwache Ruhme allein zurückgelassen. Er besaß nicht den Muth, für Beide zu arbeiten. David hatte dies kaum gehört, so eilte er zu der alten Frau und sagte: „Meine Mutter braucht eine Freundin und Stütze ihres Alters: kommt zu uns, und ich werde Euch die Zärtlichkeit eines Sohnes weihen."

Die h. Catharina.

Die h. Catharina entstammte königlichem Geschlechte und lebte am Ende des dritten und Anfang des vierten Jahrhunderts zu Alexandrien. Sie bekehrte durch die Gewalt ihrer Rede und die tiefe Religiosität, die aus dieser floß, fünfzig heidnische Philosophen, die auf des Kaisers Marentius Befehl sie widerlegen sollten, später die Gemahlin des Kaisers selbst, Faustina, und zweihundert Prätorianer zum Christenthum, ward jedoch am 23. November 307 enthauptet. Ihr Körper wurde von Engeln nach dem Berge Sinai getragen.

Diesen Moment hat der Düsseldorfer Künstler, Heint. Mücke, erfaßt. Der schöne Leib der todtten Heiligen wird von vier mit Chorgewändern bekleideten Engeln durch den stillen Aether getragen. Der Engel, dessen Blick auf der Heiligen ruht, ist die christliche Liebe; neben ihm be-



findet sich die Hoffnung mit dem Sternenkleide, weiter unten die Gerechtigkeit mit dem Schwerte und die Beharrlichkeit mit dem Pilgergewande. Unten steht man das Meer und die Berge der Erde in feierlicher Dämmerung.

Wenn auch die etwas sonderbare Conception frappirt, so ist doch dem Gemälde die schöne harmonische Durchbildung und die liebliche Abrundung nicht abzusprechen, denen es seine Berühmtheit verdankt.

Die drei Narren.

Eine Seegeschichte.

Meister Andre war der kühnste Pilot von Cherbourg, an der ganzen Küste wegen seiner Unerforschtheit und

seiner großen Erfahrung geachtet und geschätzt: was ihm aber noch größeren Anspruch auf Popularität gab, als alle diese Eigenschaften, war, daß er gleichsam die Personification jenes mit der Muttermilch eingefogenen Hasses gegen die Engländer genannt werden konnte.

Meister Andre hatte mich auf einer Pilotenfahrt mitgenommen. Es war ein schöner Juliabend, als wir an einer Brigg, die nach Havre ging, vorüberkamen. „Meister, ist das nicht der Surcouf von Grandville?“ fragte einer der Matrosen. — „Ja,“ antwortete Meister Andre und entblößte sein Haupt, um hinüber zu grüßen. — „Zunge,“ sagte er und wandte sich an mich, „zieh den Hut ab; nicht bloß die allgemeine Höflichkeit gebietet das, sondern die Ehrfurcht vor dem Namen Surcouf.“ Nachdem Andre noch einige Anordnungen getroffen, setzte er sich zu uns und erzählte:

„Es war eine schlimme Zeit, Jüngens, als ich diesen

Surcouf zum ersten Male sah, von dem ich überall so viel gehört; denn man trank in jeder Kneipe auf sein Wohl. Alle Seelente, welche nicht auf den königlichen Schiffen dienten, waren damals Corsaren, und wer nicht Corsar, war entweder todt oder Gefangener auf den Pontons. Ich war Gefangener. Die englischen Pontons glichen schwimmenden Bagnos, bei denen die Schande eine geringere, die Tortur dagegen eine um so größere Rolle spielte. Auf einem elenden austrangirten Schiffe hatte man tausend bis zwölfhundert gefangene Franzosen zusammengepfercht, wo wir unter dem Stock unserer Fenster ein hungriges elendes Leben führten.

„Eines Morgens sprach man davon, daß neue Gefangene eingebracht werden sollten: das machte eine große Bewegung unter den ältern Gefangenen, da man Neuigkeiten aus der Heimath zu vernehmen hoffte. Der Name des Mannes, der ganz geknebelt aus der Tiefe eines Schiffes an Bord des Pontons geholt wurde, ging bald von Mund zu Mund. „Surcouf,“ sagte man, „es ist Surcouf! — Wie! der Capitän Surcouf wieder gefangen!“

— Es gab welche, die sich erinnerten, ihn schon dreimal auf dem Ponton gesehen zu haben. Er kam also zum vierten Male hierher. Die Engländer wollten ihn lieber durch Leiden vernichten, als ihn erschießen. Es war indeß ein schlimmes Spiel für sie; jedes Entkommen des Corsaren kostete ihnen zwei bis drei Schiffe mit der ganzen disciplinirten Mannschaft und den erfahrenen Offizieren.

„Surcouf, durch die Rudermeister gestoßen, trat in das Zwischendeck, wie ein Admiral, der von seinem Schiffe Besitz ergreift. Die größten Dummköpfe mußten einsehen, daß er der Sieger der Fenster, nicht ihr Opfer sei; man grüßte ihn respectvoll; die Matrosen, die unter ihm gedient, küßten seine Hände; sie vergaßen ihr Unglück und weinten über seine Gefangenschaft. Ich saß stumm in einer Ecke. Da ich einen Plan zu meiner Flucht ersonnen, durfte ich mit einem so gefährlichen Manne in keine offene Verbindung treten; ich bewunderte ihn jedoch im Stillen: es war eine herrliche, erhabene Persönlichkeit. Wie gerne hätte ich ihm die Hand gedrückt, ihn an mein Herz geschlossen! Die stolze Miene, die heitere Stirne, die gleichgültige Haltung, welche Surcouf am andern Tage zeigte, sagten den Gefangenen laut: „der Capitän Surcouf wird nicht lange hier bleiben, er entkommt zum vierten Male.“ Ihr könnt Euch jedoch denken, wie scharf man ihn bewachte; zwei speziell seiner Person beigegebene Männer verließen ihn niemals; bisweilen wollten die beiden Gefängniswärter, die ihre Wache langweilte, sich durch Blaubern mit dem Gefangenen zerstreuen, der ihre Sprache kannte; Surcouf antwortete nicht. Er sprach überhaupt kein Wort. Das dauerte wohl zwei Monate. Eines Tages bringt man Surcouf zur Essenszeit seinen Napf: Surcouf erhebt sich auf

seinen Füßen, breitet die Arme aus, und schwingt sie, als wollte er die Bewegungen eines Huhnes nachahmen, das die Flügel schlägt, brüstet sich wie ein solches und beginnt wie ein Hahn zu krähen; dann verschlingt er sein Essen und wirft dabei die Stücke, wie es die Hühner mit dem Schnabel thun, mit den Zähnen rechts und links; dazu kitzelte er so täuschend ähnlich, daß die Hühner an Bord in ihren Käfigen ihm antworteten. Ich glaube Euch gesagt zu haben, Matrosen, daß man die Pontons mit Willen der Engländer nur todt oder als Narr verläßt. Viele Gefangene suchten den Wahnsinn zu heucheln, um an der Küste von Frankreich abgesetzt zu werden, das war jedoch äußerst schwierig. Bei den ersten Anfällen von Tollheit, welche der Capitän zeigte, sagten die Engländer, ironisch lachend: „seht, Surcouf spielt den Narren!“ Die Franzosen hielten gleichfalls den Wahnsinn des Corsaren für gemacht, um sich die Freiheit zu verschaffen: sie beteten, daß es ihm gelingen möge.

„Trotz der Spötteien und der schlechten Behandlung von Seiten der Engländer gab sich die Tollheit Surcoufs nicht

die geringste Blöße. Morgens, Mittags und Abends begrüßte er den Ausgang, den Zenith und den Untergang der Sonne; um Mitternacht wachte er auf, um zu krähen; wenn man ihn, um Lust zu schöpfen, auf das Deck führte, hüpfte er umher und kitzelte in einem fort, und jagte man ihn, so sprang er wie ein erschrockenes Huhn davon. Es war ein bewundernswerther Muth, und nur ein energischer Wille vermochte das!

„Nach einigen Wochen,“ fuhr der Pilot fort, „begannen die Engländer zu glauben, daß seine Tollheit denn doch nicht erheuchelt sei. Sie beschloßen, ihn auf die Probe zu setzen. Man

weckte ihn in seinem ersten Schlafe, zu allen Stunden der Nacht, der Hahn antwortete immer: Kitziki! Man schlug ihn; alle Reinigungsmittel wurden angewandt; sein Schmerz entlockte ihm keinen andern Schrei, als Kitziki.

„Der Schiffsarzt erklärte ihn für verrückt, die Commission versammelte sich, um den Zustand des Gefangenen zu constatiren. Sie erklärte, Surcouf sei wirklich ein Narr. Es war die schwierigste Probe, die er zu bestehen hatte. Die Mittheilung, daß man ihn nach Frankreich zurückschicken, ihn dort ans Land werfen wolle, fand ihn gleichgültig. Kitziki sagte der Hahn während der Verhandlung und suchte seine Nahrung zwischen den Spalten des Fußbodens.

„Man gab den Befehl, daß er an Bord einer Goëlette gebracht werde, die bei Dieppe landete.

„Seine Mitgefangenen weinten bei seinem Weggang und Alle sagten, ohne jedoch daran zu glauben:

„Wollte Gott er wäre kein Narr!“

„Und fügten hinzu: Oder daß seine Gnade ihm die Vernunft wieder schenkte, wenn er den heimischen Boden betritt!“



„Als man ihn auf der Goëlette eingeschifft, durchlief Surcouf das Deck in allen Richtungen, wie ein Hahn, den man aus seiner Umgebung genommen, und hüpfte mit lautem Rikrikiki umher. Aber seine Sprünge und sein Geschrei genirten nach und nach die Mannschaft in ihren Manoeuvres, und der Capitän befahl, daß man den Narren in den untern Schiffsraum hinabbringe. Der Hochbootsmann bemerkte, daß es vielleicht nicht klug wäre, ihn in Freiheit zu lassen und fragte: „ob man ihn nicht einsperren sollte?“

„Wo Sie wollen,“ antwortete der Capitän und fügte dann rasch hinzu: „by God, wir können ihn ja in den Käfig sperren, wo die beiden andern Narren bereits sind.“

„Diese beiden Narren waren gleichfalls Franzosen, Pontonsgefangene wie Surcouf, welche in Folge ihrer Gefangenschaft den Verstand verloren hatten, aber wilde Narren, mit langen Haaren, graffen Blicken und schäumen dem Munde. Man hatte es für geeignet erachtet, damit sie sich nicht zerreißen sollten, sie an das Gitter mit ledernen Riemen zu binden: so gefesselt und Gesicht gegen Gesicht, immer gegen einander herüberhängend, schienen sie sich verschlingen zu wollen. Man stieß Surcouf an den Schultern in diesen furchtbaren Käfig. Er stürzte auf einen der Narren, der ihn am Hals packte und ihm ins Fleisch biß.

„Rikrikiki!“ rief der Verwundete, indem er sich in eine Ecke duckte, wo er vor den Angriffen der beiden Narren sicher zu sein glaubte.

„Während der ganzen Ueberfahrt verhielt sich der Corsar ruhig und beobachtete die Bewegungen der beiden Wütenden mit einem Blicke, den er so ängstlich zu machen wußte, daß die Offiziere, die von Zeit zu Zeit sich an diesem gräßlichen Schauspiel weideten, wirklich sich von seiner Narrheit überzeugt halten zu dürfen glaubten; die beiden andern Narren streckten beständig Hände und Füße nach ihm aus, und er war des schrecklichsten Todes gewiß, wenn ihre Fesseln brachen.

„Die Reise nahm ein Ende und damit die Qual. Als die Goëlette Land sah, traf man Anstalten zur Ausschiffung. Man ließ die drei Unglücklichen in ein Boot hinab. Die Goëlette neigte auf die Seite, um die Rückkehr ihrer Leute zu erwarten und sie mit ihren vier Steinböllern zu schützen, wenn es nöthig wäre. Die Engländer durften sich damals nicht so nahe an die Küste wagen. Das Boot landete und die Narren waren rasch auf den Felsen geworfen.

„Surcouf hatte sein letztes Rikrikiki auf dem Boote der Goëlette ausgestoßen; er fühlte kaum die französische Erde unter sich, als er aus voller Seele und mit einem Blick zum Himmel ausrief: „Ah, endlich!“ — „Ah, endlich!“ rief ich meinerseits und hob die Arme wie Surcouf in die Höhe. Auch unser dritter Kamerade hob die Hände zum Himmel und rief: „Ah, endlich, endlich!!!“ Denn wir hatten unsre Komödie als wüthende Narren ebenso gut gespielt, als Surcouf seine Rikrikikis gerufen.“

— „Ah meine Kinder“ fuhr der Pilot fort, dessen Stimme sich bei der Erzählung dieser Heldengeschichte immer mehr gehoben, „es war ein feierlicher, erhebender Augenblick. Ich kann nicht daran denken, ohne daß mich ein Schauer überläuft.

„Ein Blick genügte, wir hatten uns alle drei verstanden und fielen einander in die Arme.“

Bei diesem Punkte der Geschichte des Meister Andre, der zu gleicher Zeit der einfache und bescheidene Erzähler und einer der Helden dieses Dramas gewesen, kam das

Schiff am Landungsplatze an. Ich hatte Thränen der Bewunderung in den Augen und drückte erschrocken die Hand des Piloten; seine Matrosen betrachteten ihn mit stummer Bewunderung.

„Welch' herrliche Menschen!“ rief ich unwillkürlich, ohne ein anderes Wort zu finden, um meine Gefühle auszudrücken.

Von diesem Tage an war mein Entschluß gefaßt, Seemann zu werden, um den Engländern zu zeigen, daß diese Race von Franzosen noch nicht ausgestorben. Nun bin ich aber durch des Schicksals Willen Journalist geworden, was nicht ganz das Gleiche. Andere jedoch haben statt meiner gehandelt.

Auf Sumatra.

Jagden und Thierkämpfe.

I.

Eine Elephantenjagd.

Ich hatte in meiner Jugend häufig von Sumatra sprechen hören und hegte schon lange den Wunsch, eine Insel zu besuchen, die meiner Phantasie Berge von Wundern versprach. Die Araber hatten sie unter dem Namen Saborea gekannt; man fand dort Gold im Ueberflusse; die Vögel und die Blumen rivalisirten an Glanz mit den Steinen, und die Berge spieen Feuer und Flammen seit undenklichen Zeiten. Und dann welch' großartiges Territorium! Eine Insel von 376 Stunden Länge und 85 Breite. Und ihre Bevölkerung . . . sie glich der des Königreichs Neapel. Sumatra endlich war die von der Natur begünstigste malerische Insel. Es brauchte nicht so viel, um mich zu der Reise zu reizen, mich, der nur von Elephantenjagden und Kämpfen mit Büffeln und Tigern träumte. Mein Entschluß war gefaßt; ich begab mich nach Amsterdam, wo ich mich nach einem ziemlich traurigen und langweiligen Aufenthalt auf einem niederländischen Boot an den Ort meiner Bestimmung einschiffte.

Die Ueberfahrt war lang und peinlich und von Unfällen begleitet, die mehr als einmal mein Leben in Gefahr brachten. Als wir uns ausschifften, war ich so überrascht von der Schönheit des Klimas, daß ich nicht den Muth hatte, es zu heiß zu finden. Und mein Thermometer zeigte doch 37 Grad im Schatten. Wir befanden uns im Juni. Das Hauptverdienst der Insel beruht nicht so sehr in seinen Producten, die mit denen der Tropenländer rivalisiren, sondern meiner Ansicht nach vorzüglich in seinen Elephanten, seinen ältesten und legitimsten Herren. Ihre Kraft ist von Niemanden bestritten und ihre Thaten sind in aller Leute Mund. Auch sind sie von einer Größe, die ihren Ruf aufrecht erhalten muß: sie erreichen zwölf bis vierzehn Fuß Höhe, was ihr Maximum ist, wenn man sie ohne Furcht ansieht; im andern Falle können sie achtzehn Fuß und darüber erreichen. Um sie richtig zu beurtheilen, muß man sie auf ihrem eigenen Terrain beobachten, zwischen den großen Bäumen des Waldes in der freien Entfaltung ihrer Kraft. Ich hatte bald Gelegenheit dazu auf einer Jagd mit dem Marquis und der Marquise von Fienne, welche Geschäftsangelegenheiten nach Sumatra geführt. In fernen Ländern macht man rasch Bekanntschaft. Es waren die liebenswürdigsten, gebildetsten Menschen von der Welt. Ein Dritter, Isaac de Laurens, ein Banquier, der mit zu der Gesellschaft gehörte, war ein großer Freund

der Hasenjagd und ein noch größerer Brähler, der zu jeder Jagdgeschichte ein weit brillanteres Pendant aus seinem Leben hatte. Das war der Generalstab unserer Expedition. Wir hatten einige eingeborne Häuptlinge angeworben, die uns führen sollten und eine große Anzahl Indianer, welche Munition und Waffen trugen. Als Stelldichein wurde ein Punkt jenseits des großen Sees bestimmt, der uns von dem Walde trennte, wo die Elephanten, wie die Indianer sagten, sich gewöhnlich erlustigten. Frühzeitig am Morgen setzten wir in Ruderbooten über den Doena Loewar. Das Wetter war herrlich; der See leuchtete, und die großen Bäume am Ufer, welche der sanfte Wind leicht hin und herwiegte, warfen zitternde Schatten auf die Oberfläche des Wassers. Welch' ein Land! wie großartig, üppig, unerwartet herrlich ist hier alles. Um unter tausend Wundern nur eines zu gedenken, so sah ich eine Blume, *Rasslesia titan*, deren Krone drei Fuß im Durchmesser hat.

Als wir an das entgegengesetzte Ufer des Sees kamen, ließen wir dort unsere Prahus und begaben uns an den Ort, wo wir die Elephanten finden sollten. Wir gingen entschlossen vor, zur Seite die eingeborenen Häuptlinge, hinter uns Herr von Laurens.

Bald brachte der Anblick der Riesenspuren eine erste Bewegung in den Jägern hervor; die Wirkung war elektrisch, Herr von Laurens erbläute, Jeder stellte sich auf seinen Posten in einen Hinterhalt von Palmried. Der Winkel, den wir einnahmen, hatte nur zwei- bis dreihundert Schritt Weite; die Jäger konnten sich aber in den Gebüsch gut verstecken; man sah nach Flinten und Carabinen; das Jagdmesser, der Kiewang und die Lanze funkelten. Alles befand sich in größter Aufregung. Kaum waren die Indianer fort, welche mit der Meute die Elephanten aufjagen sollten, als man ein furchtbares Geheul aus dem Walde hervorkommen hörte und wir vor Schreck fast zu Eis erstarrten. Es war mir, als ob ein Orkan durch das Laub brauste. Kein Zweifel, ein Trupp Elephanten war nur noch wenige Schritte von uns. Es war ein Augenblick panischen Schreckens. Der Gedanke, den man sich mit Recht von der außerordentlichen Kraft dieser Thiere macht, die nur zu wollen brauchen, um alles in ihrem Gang zu zerstören, läßt den Menschen sie kaum festen Fußes erwarten. Die Jäger eilen auseinander, und die indianischen Häuptlinge mögen noch so viel Festigkeit zeigen, die Verwirrung wächst mit jedem Augenblicke und der größte Theil der Indianer flieht nach dem See. Aber sie haben sich verrechnet, denn einer der Häuptlinge besaß die Vorsicht, die Barken in einiger Entfernung vom Ufer halten zu lassen. Das Geschrei der Flüchtlinge wäre komisch gewesen, wenn es nicht zugleich so herzzerreißend gewesen. Die armen Teufel wollten zu den Prahus hinüber schwimmen, unglücklicherweise ist jedoch der See voll von Raikmans, und man rief ihnen aus voller Kraft zu: *Bonaja! Bonaja!* Sie wußten nicht, wo sie sich retten sollten; von allen Seiten sahen sie sich von Ungeheuern umgeben. Mehrere von den Jägern waren auf Bäume gestiegen; zu diesen gehörte auch Herr von Laurens.

Der Anblick dieser wahnstinnigen Furcht machte uns wieder Muth und wir begaben uns mit der größten Kaltblütigkeit auf unsere Posten. Wenn ich sage wir, so ist dies die Majestätsmehrzahl, die ich mir beilege. Denn Herr von Fienne hatte nicht einen Moment mit den Augen geblinzelt und die Marquise brannte vor Begierde, den Kampf beginnen zu sehen und rüstete sich, dem Drama nicht bloß zuzusehen, sondern eine Rolle in demselben zu spielen.

Die Häuptlinge und die kleine Zahl der mit dieser Jagd vertrauten Indianer erwarteten den Feind mit einem unglaublichen Gleichmuth. Plötzlich kommen ungefähr dreißig Elephanten in geschlossenen Colonnen mit majestätischem Schritte aus dem Walde hervor. Es war ein großartiger Anblick. Sie hielten den Rüssel drohend in die Höhe wie eine verwundete Schlange; ihre breiten Ohren schlugen die Schläfe, sie bliesen, um einen Menschen umzuwerfen, und die Erde schien unter ihren Füßen zu zittern. Es war ein kritischer Augenblick; wir durften keine Zeit verlieren, wenn wir nicht selbst verloren sein wollten. Als sie vier bis fünf Schritte von dem Gehäu entfernt waren, das uns ihrem Blicke verbarg, empfingen wir sie mit einer tüchtigen Salve aus unsern Flinten, die wir mit zinnernen und kupfernen Kugeln geladen. Es wäre schlimm für uns gewesen, wenn wir mit bleiernen Kugeln geladen; sie hätten sich auf dem harten Rücken der Elephanten abgeplattet und wir hätten die Thiere nur wüthender gemacht, ohne die Chance, eines derselben zu tödten. „Neben die Ohren! neben die Ohren!“ rief man uns von allen Seiten zu. Die Ungeheuer, von Schrecken ergriffen, wenden um und wollen in den Wald zurück; das Gebell der Hunde, die nicht ablassen, zwingt sie, beinahe ebenso rasch wieder umzukehren. Ihre Zahl war bis auf sechzig gewachsen; ein großer Theil der Thiere hatte beim ersten Angriff den Wald gar nicht verlassen.

Wir hatten Zeit, unsere Flinten und Carabinen wieder zu laden; und ruhiger geworden, wie Soldaten nach dem ersten Feuer, empfingen wir den Feind noch nachdrücklicher, als das erste Mal. Die Elephanten zerstreuten sich, Alles auf ihrem Wege zermalmend und mit einem Gebrüll, daß wir hätten unter die Erde sinken mögen, eine Zuflucht suchend. Dieser Anblick hatte etwas Riesenhaftes. Es waren meist Elephanten von zwölf bis dreizehn Fuß Höhe. Ihr Widerwillen gegen einen Kampf contrastirte seltsam mit dem mächtigen Körper. Die Marquise theilte ihr Erstaunen einem der Indianerhäuptlinge mit, der ihr mit einer ziemlich unhöflichen Offenheit erwiderte, der verfolgte Trupp bestehe aus lauter Weibchen. Frau von Fienne lächelte und schwang mit ihren schönen Händen das Gewehr, von dem sie den tapfersten Gebrauch gemacht, als ob es eine Feder wäre.

Kaum hatte sie es einem Indianer gegeben, um es wieder zu laden, als ein ungeheurer Elephant, der sich von dem Trupp getrennt und größer als alle andern war, in den Hinterhalt dringt, in dem wir verborgen waren. Er schien wüthend und an uns Rache für die Niederlage seiner Brüder nehmen zu wollen.

„Das ist ein Männchen! das ist ein Männchen!“ riefen die eingebornen Häuptlinge, und rascher als diese Worte trafen zwanzig Kugeln diesen neuen und letzten Feind. Er machte noch einige schwankende Schritte und fiel dann gerade an dem Baume nieder, an dem sich der arme Laurens kramphast festhielt, der durch den Stoß herabfiel und mit seinen Kleidern sich in einen der Zähne spießte. Man kann sich denken, daß wir uns bei dem komischen Anblick und dem Jammergeschrei des furchtsamen Hasenjähgers recht herzlich ausschütteten. Es dauerte lange, bis er sich von seinem Schreck erholt hatte. Mehrere Elephanten lagen leblos auf dem Boden ausgestreckt; andere schwankten wie in ihren Grundfesten erschütterte Häuser, oder hielten sich nur dadurch noch aufrecht, daß sie sich an andern stützten, die noch nicht angeschossen waren und sie brüderlich hielten. Diese Scene hatte etwas Rühren-

des, aber doch immer noch nicht in dem Grade, wie das, was wir einen Augenblick später sahen. Ein schwer verwundeter junger Elefant konnte nur mühsam und mit Unterstützung seiner Mutter das Gleichgewicht behaupten; endlich jedoch stürzte er unter dem fortwährenden Feuer der Jäger zusammen; die arme Mutter verließ ihren Posten nicht; sie stieß ein jammervolles Angst- und Wuthgeschrei aus und wollte den Leichnam ihres Jungen schützen; aber auch sie mußte bald mit ihrem eigenen Leben die mütterliche Aufopferung bezahlen.

Die Marquisin, welche dieses Bild bis zu Thränen

rührte, bat um Gnade für das edle Thier; aber es wäre gefährlich gewesen, ihr dieselbe zuzugestehen; das Feuer dauerte deshalb fort.

„Weshalb,“ rief sie, „muß die Jagd wie der Krieg ihre grausamen Nothwendigkeiten haben? Ich will an ihren Freuden nicht mehr Theil nehmen, wenn sie so peinliche Scenen im Gefolge hat.“

Es war kein Feind mehr auf dem Schlachtfelde; man sah nur noch Cadaver auf dem Boden umherliegen. Die Luft erscholl vom Jubelgeschrei der Jäger, und Jeder erzählte seine Abenteuer. Die Jäger, welche den Sieg mit



Die Elephantenjagd auf Sumatra, nach der Skizze eines Augenzeugen.

dem größten Lärm feierten, waren, wie immer, diejenigen, die es kaum gewagt, an der Gefahr Theil zu nehmen. Der gute Laurens war der größte Prahler, und doch hatte er keine Kugel losgeschossen. „Ohne Zweifel,“ sagte Frau v. Stienne spöttisch, „haben Sie sich des Instrumentes bedient, mit dem die Juden einst Jericho's Mauern zertrümmert. Sie sind ein würdiger Enkel Gideons.“

Indessen hatten die Indianer sich an die Arbeit gemacht, die Elephanten ihrer großen Zähne zu berauben, und rüsteten sich, sie als Andenken an diesen glorreichen

Jag und wohl auch in der Hoffnung auf großen Gewinn mit sich fortzunehmen. So endete diese Elephantenjagd. Sie war indeß nur der erste Act eines Drama's, das auf einem andern Schauplatz und mit andern Acteurs sich fortsetzen sollte. Im Augenblicke, als wir uns trennen wollten, kamen die eingebornen Häuptlinge, die sich so tapfer benommen und denen wir große Achtung eingeflößt, uns auf den andern Tag zu einem Kampf zwischen Tiger und Büffel einzuladen.